



# Stern der Neger

## Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:  
Missionsäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2 50 S, Deutschland 2 Mark, Italien 8 Lire, Ungarn 2 50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2 50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Paps Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberbitten von Brünn, Graz, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien und Druckerlaubnis des Generalobern.

Heft 3

März 1934

XXXVII. Jahrgang.

## Deutschlands Missionsleistung seit 1919.

Von Josef Peters.

Im Jahre 1914 zählte man 39 selbständige deutsche Missionsfelder, auf denen 732 Priester, über 700 Brüder und 874 Schwestern wirkten. Der Krieg setzte den Missionen schwer zu. In vielen Gebieten wurden die deutschen Missionäre interniert und abgeschoben. Das Friedensdiktat legte 21 deutsche Missionsgebiete, über die Hälfte aller, in Fesseln und zwang 318 Priester, 220 Brüder und 326 Schwestern in die Heimat zurück. „Werden“, so fragte damals so mancher Missionsfreund, „die deutschen Missionen überhaupt weiterleben können?“

Es folgte die Hungerblockade, es folgten phantastische Kontributionen, es folgte die Inflation, es folgte die gewaltige Kultur- und Wirtschaftskrise mit ihrer Unruhe und ihrer sichtbaren Verfehlung. Millionen Arbeitslose mußten von den noch in der Arbeit Befindlichen ernährt werden. Es folgte die nationale Revolution, ein gewaltiger Umbruch des politischen und gesellschaftlichen Lebens, der naturgemäß die Aufmerksamkeit

der Menschen auf ihren engsten Lebenskreis richtete.

Man sollte meinen, die Mission wäre in diesen Orkanen untergegangen. Sie war zudem ein Werk der „Fernsten“-Liebe, nicht der „Nächsten“-Liebe.

Aber sie bestand noch. Ja, sie ist größer geworden. Das deutsche Missionsfeld ist an Ausdehnung und Mitarbeiterzahl gewachsen. Das bedeutet einen Ehrentitel für unser schlichtes katholisches Volk, das mit seinen Opfergaben dies herrliche Durchhalten ermöglichte. Statt 39 Missionsgebieten im Jahre 1914 haben wir jetzt deren 50!

Damals waren wir ein reiches Volk, heute sind wir arm. Damals stützte die Mission moralisch und materiell eine weiterschauende Kolonialregierung. Heute haben wir kein Kolonialamt mehr, das sich um die Missionen kümmert. Damals hatten wir keine Wirtschaftskrise, keine Arbeitslosenarmee. Zu all den ungeheuren Lasten, die heute seine Schultern drücken, trägt unser katholisches Volk noch immer willig die Missionslast, wenn auch die Zahl der müde am Wege Niedersinkenden bedrückend wächst.

Dürfen wir uns dieser schönen Leistung frohen Glaubensbewußtseins nicht von Herzen freuen? Das ganze Jahr hindurch sind

\* Entnommen dem Jahrbuch „Priester und Mission“ 1933 des Priester-Missionsbundes, 17. Jahrgang. Herausgegeben von Josef van der Velde, Generalsekretariat Aachen, Pontstraße 80. Es sei ausdrücklich bemerkt, daß in manchen der hier angeführten Missionsfelder auch österreichische und altösterreichische Missionskräfte tätig sind. (Die Schriftleitung des „Stern der Neger“.)

wir genötigt, die Werbetrommel für die Missionsalmosen zu rühren. Einmal dürfen wir aber auch in feiertäglicher Stimmung Rückschau halten auf die Felder, die wir besät und die nun zur Ernte reifen.

1914 zählten die deutschen Missionen 588.600 Neugetaufte, heute 742.700. Über 126.000 Heiden bereiten sich auf die Taufe vor. Für noch 100 Millionen Heiden haben die deutschen Missionäre die Apostolatsverantwortung. Das ist eine Aufgabe, die uns Ziele weist, die unseren Missionswillen strafft, deren Erfüllung nicht ohne tiefen Segen für unser heimatliches kirchliches Leben bleiben kann. Wir sind heute so eingeengt, der außenpolitische Horizont ist oft so verhangen; schau, wie der Sonnenstrahl der Missionsaufgabe die dunklen Wolken am Horizont verteilt und uns einen Weg weist, der frei blieb seit zehn Jahren. Jährlich wandern Hunderte deutscher Glaubensboten hinaus in die fernen Erdteile. Sie sind ein lebendiger Beweis gegen die Greuelpropaganda. Sie sind die Repräsentanten deutschen Kulturwillens. Christi Reich kennt keine Einwanderungssperre. Tausende sind hinausgeeilt in die farbigen Kontinente, Tausende sind dort zum Apostolat herzlich willkommen. Immer noch ist Platz, immer noch ertönt der Ruf, der Paulus nach Mazedonien rief: „Komm herüber und hilf uns!“ 999 Priester, 672 Brüder, 2002 Schwestern wirkten Ende 1932 in den deutschen Heidenmissionen.

Unsere Missionsstatistiker haben ausgerechnet, daß das deutsche Volk mit Einschluß Österreichs und der deutschen Schweiz der katholischen Kirche die zweitgrößte Missionsarmee (nach Frankreich) stellt. Das darf uns redlich freuen, wenn wir auch feststellen müssen, daß wir prozentual in der Missionsleistung von anderen Ländern, beispielsweise Belgien und Holland, übertroffen werden.

Von den 50 deutschen Missionsfeldern liegen 14 in China und der Mandchurei, 5 in Japan, 2 in Indien, 1 auf den Philippinen, 4 in Australien und der Südsee, 16 in Afrika, 2 in Nordamerika, 1 in Mittelamerika, 5 in Südamerika. Südafrika bildet fast ein geschlossenes deutsches Missionsfeld. Den bedeutendsten Anteil an der

deutschen Missionsarbeit haben die Steyler Missionäre. Sie betreuen allein auf 14 Missionsfeldern mehr als die Hälfte aller uns anvertrauten Missionschriften. Die Franziskaner haben 6, die Benediktiner 5 Missionen, die Mariannhiller 3, die Pallottiner und Oblaten von Hünsfeld ebenfalls 3. Je 2 Missionen besitzen die Kapuziner, die Missionäre vom Heiligen Geist, die Hiltruper Herz-Jesu-Missionäre, die Weißen Väter und die Jesuiten. Je 1 selbständiges Missionsgebiet zählen die Oblaten vom hl. Franz von Sales, die Salvatorianer, die Dominikaner, die Sittarder Herz-Jesu-Priester und die Missionäre-Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Außer auf den eigentlichen deutschen Missionsfeldern wirken größere Gruppen deutscher Missionäre noch auf den Kleinen Sundainseln, wo jetzt auch der Apostolische Vikar (Mjg. Leven) ein Deutscher ist, in den Maristenmissionen der Südsee sowie in der Neger- und Japanermision der beiden Amerika.

24 Priestergemeinschaften in Deutschland stehen zurzeit mehr oder weniger im Dienste der Heidenmission. In 114 deutschen Missionschulen wird der Nachwuchs für die 50 deutschen Missionsfelder vorbereitet. Weit über 24.000 deutsche Priester, Fratres, Brüder oder Schüler stehen in der heimatlichen Missionsfront, beziehungsweise in der heimatlichen Missions-Rekrutenschule.

Wir Deutsche haben die schöne und bedeutende katholische Universität Tokio zu betreuen. An der von den Steylern übernommenen Hochschule zu Peking wirkt eine Reihe deutscher Patres. Wir haben in Würzburg das herrliche Missionsärztliche Institut, noch immer das einzige seiner Art in der katholischen Welt. Wir haben die blühende Steyler Mission Zentschoufu in China, die fast 100.000 Katholiken und 24.000 Katechumenen zählt. Unser ist Mariannhill, die Perle der Afrikamission, das soziale und sozial-ethische Kraftzentrum Südafrikas. Unser ist die prachtvolle Indiamission Urakianen in Südamerika, die von bairischen Kapuzinern so vorbildlich betreut wird. Unser ist das Biskariat Rabaul der Missionäre vom heiligsten Herzen in der Südsee mit 38.590 Getauften

P. Karl Fischer im Unterricht auf einem Außenposten.



und der erstaunlichen Zahl von 30.825 Katechumenen.

Dürfen wir uns dieses deutschen Missionsfeldes, dieser Krone deutschen katholischen Opfermutes, aus der wir nur die Edelsteine haben aufleuchten lassen, nicht von Herzen freuen? —

Aber sorgen wir, daß dieses herrliche Werk nicht zusammenbricht, daß unkatholischer und unchristlicher Geist den Missionsgedanken nicht zerredet, den Zukunftswillen derer nicht zerbricht, die mit leuchtenden Augen sich auf den Tag ihrer Ausendung

vorbereiten, den Gan nicht nimmt, mit dem noch immer tausend Hände für die Missionen beten und nach des Tages Mühe sticken und nähen, mit dem tausend Füße die Stiegen hinauf und hinunter eilen, um das menschlich undankbare Werk der Mosesaufsammlung für die Missionen in diesen Zeitläuften durchzuführen. Hüten wir im katholischen Bute die Liebe und die Opferbereitschaft für unser deutsches Missionsfeld, das wir mit so viel Tränen und Opfern nach einem Zusammenbruch ohnegleichen in einer Zeit tiefster Not wieder aufbauten!

## Der Schleier der Veronika.

Von Maria Pohl.

(Schluß.)

Vor wenigen Tagen war der Herr, der das Wort vom Frieden gesprochen hatte, als Friedensfürst in die Mauern Jerusalems eingezogen. Auch Veronika war zugegen. Auch sie gehörte, von der allgemeinen Begeisterung hingerissen, zu der Schar der jauchzenden Hosannafänger. Sie hatte die Kinder, die Männer und Frauen gesehen, die singend und huldigend Palmen in den Händen trugen, Zweige auf den Weg streuten, Kleider über denselben breiteten.

Aufgejubelt hatte die Tochter Sions. Gassen und Gäßlein schienen klingende Stimmen zu haben. Töne und hallte Davids Harfenlied nicht hinauf bis zu der gleißenden Kuppel des Tempels? —

Zag und scheu zuerst, dann heiß und leidenschaftlich hatte sich in Veronikas Seele die Hoffnung geregt:

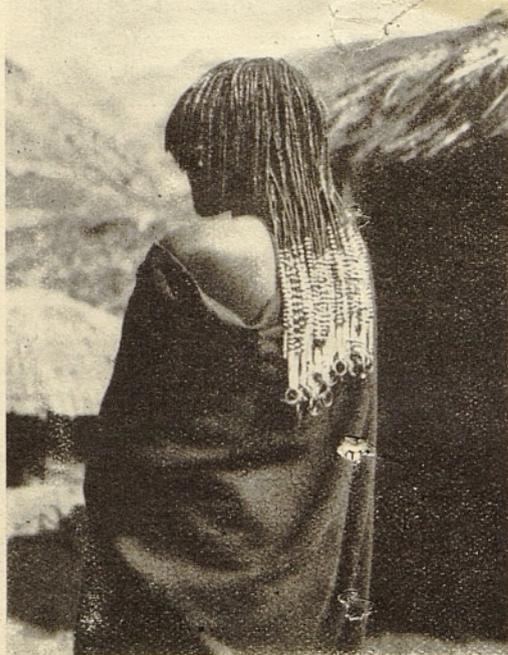
„Jetzt wird der Hohe, der aus dem Königsgeschlecht Davids stammt, das Wunder der Erlösung und Erhebung seines Volkes wirken. Unter dem Nachhall der Hosannaklänge wird er sich zum Führer und König ausrufen und krönen lassen. Der Römeradler wird stürzen. Und brausen werden die Wellen des Jordan das Sturmlied von der Erhebung und der Freiheit des Volkes Gottes. Erstehen wird das Reich des Messias.“

Schmerzlich seufzte Veronika auf. Das sanfte Harfenlied war vertönt. Die Palmwedel waren zertreten, die Olivenzweige verdorrt.

In kläglichen Scherben lag das erhoffte Königtum, die indische Herrschaft des Erhabenen, des Geheimnisvollen, des unbegreiflichen Wundertäters. In Scherben wie die Mabasterschale, darinnen Maria von Magdalas köstliche Salbe geduftet. Denn in die Verborgenheit war der Herr, dem der Hosannajubel gegolten hatte, zurückgetreten. Sollte sein Königtum nicht Wahrheit werden? Sollten die Ketten Israels weiter klirren in eine finstere Zukunft hinein?

Wäre doch Ephraim noch an ihrer Seite, um den sie seit sieben langen Jahren den Witwenschleier trug! Sie hätte dann eine Stütze gehabt in der immer schwerer werdenden Trostlosigkeit.

Mit müdem Ausdruck in den feinen Zügen erhob sich Veronika, um ins Haus zu gehen. Sie wollte ihrem Bruder, der ein Seidenhändler in Damaskus war, den lange in Aussicht gestellten Brief schreiben. Vielleicht scheuchte dies die trüben, seltsamen Gedanken, die ihre Seele beängstigten, fort. Eben wollte sie in die Halle eintreten. Da sah



Haarschmuck der Zulu-Mädchen. In die Strähne werden Glasperlen und kleine Messingringe eingeflochten.

sie, wie Syra, die Magd, noch immer in ihrer Nähe sich aufhielt. Wie wartend stand die sonst so Geschäftige neben dem flammenden Feuerorn des Einganges. Verstört blickte sie der Herrin entgegen, wagte aber anscheinend nicht, näherzutreten. Freundlich nickte Veronika ihr zu.

„Was hast du, Syra?“ Ist etwas Besonderes geschehen? Bedrückt dich eine Sorge?“

„Ach, edle Frau“, kam schluchzend die Antwort, „verzeiht, wenn ich dem Leid und dem Jammer meines Herzens nicht gebieten kann. Ja, es ist etwas Besonderes geschehen. Mehr als das — Furchtbares, Entsetzliches ist geschehen. Nicht auszusprechen wagt mein Mund das Ungeheuerliche, das die stolze Stadt Jerusalem umdüstert wie Rauch den Opferaltar.“

Erschreckt horchte Veronika der erregten Rede. „Komm mit mir, Syra“, jagte sie dann gütig. „Erzähle mir in Ruhe, was deine Seele so schwer bedrückt und in Aufruhr bringt. Vertraue es mir an!“

Im stillen Gemach berichtete Syra, schmerzweiß vor Leid, was sich zugetragen. Von Jesus, dem Propheten, groß in Wort und Tat, erzählte sie. Sie war ihm zugetan gewesen wie so viele in Jerusalem und weitum im Lande. Denn er hatte die Armen, Niedrigen und Verachteten geliebt. Die alte Sara, das verkrüppelte Weib in der Gasse neben dem Tempelberg, hatte selbst gehört, wie der wunderbare Prophet einst gesprochen: „Kommet alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid! Ich will euch erquicken.“

In der letzten Nacht nun war Jesus von Nazareth mit der kleinen Schar seiner Jünger auf dem Ölberg gewesen. Im Garten Gethsemane, der ja, wie die Herrin wußte, jenseits des Baches Cedron lag.

Dort war, so ging in der Frühe die Kunde durch die Stadt, der Herr in die Hände seiner Feinde gefallen, und zwar durch den Verrat eines seiner Apostel. Genaueres wußte Syra noch nicht, nur daß die Jünger ihren Meister in banger Flucht verlassen hatten. Diese Jünger — Syra sagte es fast zürnend —, deren liebevoller Freund und Führer er gewesen war.

Beim dunstigeroten Schein qualmender Fackeln hatte man den Gefangenen vor den Richter geschleppt, mit Stricken gebunden.

„Gebunden?“ schrie Veronika auf. „Syra, das kann nicht sein! Sage, daß es nicht so ist!“

„Doch, Herrin, man tat es“, klagte die Dienerin. „Ja, man ließ den Heiligen durch wilde Kriegsknechte verhöhnen, durch rohe Henker unmenschlich geißeln und mit einer dornenstarrenden Krone sein Haupt zerstechen. Alle Schmach, die teuflische Bosheit nur ausdenken kann, hat man ihm angetan. Und dann, dann . . .“

Syra brach jäh ab und verhüllte das Gesicht mit den Händen. Entsetzt sprang Veronika von dem Ruheessel auf.

„Und dann — was? Man hat ihn doch nicht etwa . . .“

„Doch, man hat ihn zum Tode verurteilt, zum gräßlichen Tode am Kreuze.“

Wie eine Ohnmacht kam es über die sonst so starke Frau. Schwer stützte sie sich auf die Lehne des Sessels. Erschreckt ließ Syra in den Nebenraum und füllte einen Becher mit Wein, den sie an die Lippen der Todblaffen setzte. Veronika nippte nur einige Tropfen. Dann richtete sie sich, ihre Schwäche gewaltjam überwindend, wieder auf. In einem Tone tiefster Bitterkeit, den Syra sonst noch nie an ihrer Herrin bemerkt hatte, sagte sie: „Ist es möglich, daß mein Volk so tief gesunken ist, Hand an einen Gesandten Gottes zu legen? Wahrlich, dann verdienten wir noch größeres Elend als jenes, das schon auf uns lastet.“

Wie um eine jüngere Schwester legte Veronika den Arm um das Mädchen, als habe diese Stunde es ihrem Herzen nähergebracht. „Weißt du, Kind, dieser Jesus — das fühle ich seltsamerweise gerade jetzt an dem Tag seiner Erniedrigung und seiner grausamen Not ganz deutlich — hatte eine Sendung vom Himmel. Und ich glaube, er spürte diese furchtbare Schmach und Qual, die heute über ihn kam, schon damals, als er unter dem Rauschen der Palmzweige Jerusalem betrat.“

Syra, ich sage dir, in seinen Augen war eine Hoheit und zugleich ein Schmerz, wie ich solches zuvor noch nie in eines Menschen Blick gesehen habe. Ach, könnte ich ihm, der in die Hände des Hasses und der Hinterlist fiel, doch helfen! Wahrlich, mein ganzes



Ein seltsames Tier im Besitz der Kongomissionäre. — Belgische Kongomissionäre aus dem Orden der Prämonstratenser konnten ein äußerst seltenes Tier, das „Okapi“, das nur am Kongo vorkommt und äußerst schwer zu fangen ist, an den Antwerpener Zoo einliefern. Ein zweites Exemplar findet sich im Besitz der Missionäre selbst. Bis in die jüngste Zeit herein hielt man diese Tiergattung, die dem prähistorischen „Samotherium“ entspricht, für völlig ausgestorben. Das Okapi ist eine pferdegroße Giraffe von brauner Farbe; die Beine sind weiß, die Keulen weißgestreift. — Das von den Prämonstratenserpatres betreute Vikariat Buta umfaßt 27.000 Quadratmeilen bei einer Katholikenzahl von ungefähr 20.000 und liegt drei Grade über dem Äquator.

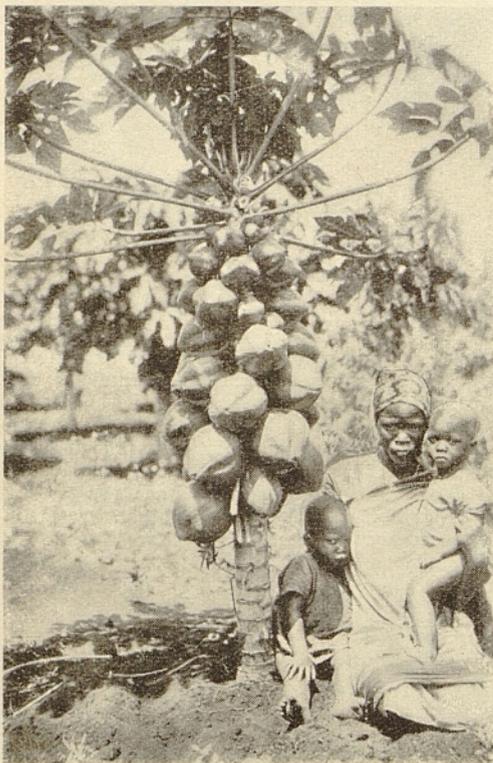
Hab und Gut wollte ich dafür opfern. Bis auf den letzten Weizenacker und den letzten Weinberg. Ja, bis auf den letzten Stein meines Hauses —“

Ein wüßtes Lärmen, das von der Straße heraufdrang, ließ Veronika verstummen. Syra aber schrie mit gellender Stimme, alles um sich her vergessend:

„Sie kommen schon — gewiß, sie sind es — die Henker mit dem Heiligen, den sie töten wollen! O Herrin, bleibt Ihr hier! Das dürft Ihr nicht sehen!“

Schon hatte das Mädchen eiligst das Gemach verlassen, um Ausschau zu halten. Veronika aber blieb nicht zurück. Mit einer ganz seltsamen Ruhe folgte sie Syra hinaus auf die Straße. Draußen blieb sie stehen. Mit brennenden Augen schaute sie die Gasse hinab. Da begann plötzlich ihr Herz wild zu pochen. Ihre Schläfen hämmerten. Kein Zweifel mehr. — Der gewaltige, heulende Menschenstrom, der dort in wuchtiger Stärke heranslutete, führte den Bielgehaftten und Bieligeliebten mit sich — Jesus von Nazareth.

Rohes Gelächter, gemeine Schimpfworte, wuterfülltes Geschrei stiegen aus dem zusammengeballten Knäuel der Vorwärts-



Wo das Brot auf Bäumen wächst. — Der Papaya-  
baum mit seiner süßen, bananenartigen Frucht bringt  
Abwechslung in die Speisekarte der Einheimischen und  
ist bekannt als der afrikanische Brotbaum. Es werden  
jetzt in Ostafrika ganze Plantagen angelegt. Der aus  
den Früchten gewonnene Gärstoff gilt als ausgezeich-  
netes Verdauungsmittel und ist daran, das Pepsin zu  
verdrängen. Un er Bild stammt aus der Mission Nyeri  
in der Kolonie Kenia, wo Turiner Missionäre tätig sind.

drängenden in die schwüle, staubige Luft  
empor.

Dem schrecklichen Zuge voraus schritten  
römische Soldaten, ernst und streng, wie aus  
Erz gegossen. An ihrer Spitze ritt der Haupt-  
mann, die kalte Würde der Römer in der  
Haltung, Verachtung über das pöbelhaft  
lärmende Volk in dem kühnge schnittenen Ge-  
sicht.

Und dann kam der Herr, mühselig das  
Kreuz schleppend, das auf seiner Schulter  
wuchtete. Vom Schauern des Mitleidens und  
Erbarmens erfaßt, starrte das Weib in  
heißem Jammer und ohnmächtiger Teil-  
nahme auf den armen, gebeugten Kreuzträ-  
ger, auf sein schmerzenüberschüttetes, blut-  
überrorenenes Antlitz. In übergroßem Leid  
hätte sie auf die Knie niedersinken mögen,  
in Leid, aber auch in innigster Verehrung  
dessen, der in seinem blutgetränkten, dunk-  
len Gewand so jammervoll zerbrochen und  
zerchlagen daherkamfte.

Doch da war keine Zeit, in die Knie zu  
sinken. Helfen, helfen mußte, wollte sie dem  
Mann der Schmerzen.

Die Weissagung des Propheten Jsaia's  
glaubte sie zu hören: „Die Rote der Bos-  
haften hat mich umlagert.“

Aber wie konnte sie helfen, sie, das schwache  
Weib? Oh, wie gerne hätte sie das gebeugte  
Haupt des Gemarterten von den langen,  
spitzen Dornen befreit! Einen Dorn nach  
dem andern mit linder Hand ganz, ganz  
schonend aus der blutigen Stirn, aus den  
zerrissenen Schläfen gelöst! Das kantige  
Kreuz hätte sie ihm von der zerfleischten  
Schulter nehmen mögen, diese Todesbalken,  
deren Enden durch den Schmutz der Straße  
schleiften! Doch nichts konnte sie tun, als in  
jäh ausbrechender Qual stöhnen: „O Herr,  
wie arm, wie unsäglich elend bist du gewor-  
den! Du, der stets so liebevoll der Armen  
und Glenden sich annahm in nie versagen-  
der Güte!“

Ganz nahe, Schritt für Schritt sich er-  
kämpfend, war Veronika an den Beurteil-  
ten herangekommen.

Sie sah, wie er kaum noch die Augen  
offenhalten konnte ob der dunkelroten Blutz-  
tropfen, die unter dem Geslecht des Dor-  
nenkranzes niedersickerten.

Da konnte sie sich nicht länger halten.  
Entschlossen trat sie in den Zug. Erziirnt

drängte sie den knabenhaften Rohling beiseite, der die Mordwerkzeuge: Hammer, Zange, Nägel, in einem grobgeflochtenen Korbe trug und sie in boshafter Grausamkeit dem Blick des Kreuzträgers nahezubringen suchte.

Und sie achtete derer nicht, die in hochmütiger Bewunderung ihrem Gebaren zuschauten. Sie kümmerte sich nicht um die feindselig Blickenden ihres Volkes, die sie am liebsten gehindert hätten.

Vor Jesus stand sie. — Nahm mit zitternden Händen den weißen Schleier von ihrem Haupt und reichte das Linnen dem Herrn demütig hin, daß er sein mißhandeltes Antlitz damit abtrockne.

Eine Hand löste er vom Kreuze, um das Tuch zu fassen. Leicht drückte er das Gewebe gegen sein Antlitz. Dann gab er das zum heiligen Blutschleier geweihte Tuch schweigend zurück. Veronika griff danach wie nach einem Kleinod. Erschüttert drückte sie den Schleier ans Herz, um ihn dann sorgsam in den Falten ihres Gewandes zu ber-

gen. Doch sah sie noch den Blick tiefsten Dankes in Jesu Augen. Und sah auf dem weißen Gewebe das mit roten Blutlinien gezeichnete Bild des Erlöserantlitzes. —

Zurückgestoßen in das Gewirr des Hinrichtungszuges, folgte sie den blutigen Spuren bis zur Höhe von Golgatha. Jammernd und jubelnd nannte sie den, dessen Blutbild sie an ihrem Herzen barg, Heiland und Messias. —

Finsternis flatterte und graute um den Bluthügel, dessen Gestein sich gespalten in dem Entsetzen der letzten Stunden. Starr ragten die Kreuzbalken in das schwarze Dunkel hinein. Über die Todesstätte hallte das feierliche Bekenntnis des römischen Hauptmannes: „Wahrlich, dieser Mensch war gerecht! Er war Gottes Sohn!“

Verlaufen hatte sich das erregte Volk. Man wußte nicht, was man denken sollte. Und man wollte auch nicht denken. Die Priester und die Pharisäer suchten gleichgültige Gespräche zu führen. Doch der Bann, der vom Kreuze auf Golgatha aus-



Einheimischer Katechist im Zululand (Bistum Eskhowe).



Zwei neugeweihte Negerpriester erteilen dem Missionär, der sie vorbereitet hat, den Primizsegnen.

ging, wollte nicht weichen. Kalt und tot blieben die Worte der Redenden in der bleiernen Luft hängen.

Der Abend hat sich auf Jerusalem niedergelassen. Veronika weilt in ihrem Gemach. Gefaltet ruhen ihre Hände auf einem

schmalen, mit Perlen gezierten Ebenholzkästchen. In ihm liegt der Schleier, der geweihte Blutschleier mit dem wunderbaren Bildnis des Erlösers.

Maß ist der schwarze Schrein von den Tränen der Frau. Eben kommt leisen Schrittes Syra ins Gemach. Ehrfürchtig ruht ihr Blick auf der kleinen Truhe. Sie weiß, welche Kostbarkeit sie birgt.

An dünner Metallkette hängt eine silberne Lampe darüber, deren Docht mit feinem Olivenöl getränkt ist. Bald hat die junge Magd das Licht entzündet.

Lautlos entfernt sie sich.

Veronika aber hebt den Deckel des dunklen Schreines, so daß der Flamme matter Schein auf das wunderbare Bild fällt.

Betend, tief ergriffen, kniet sie nieder vor ihrem Altar. Ganz unwirdisch erscheint ihr der Raum. Sie erschrickt nicht vor dem Sturm, der tobend und heulend über Jerusalem dahinfährt, der auch an den Mauern ihres Hauses in wildem Aufgestüm sich versucht.

In ihrer Seele ist Friede. Ein Friede, so unsagbar groß und tief, daß er all ihr Leid nimmt, daß er wie ein weiter goldener Mantel ihr ganzes Wesen umfängt.

Ein Strom der Gnade scheint von dem Blutschleier auszugehen. Die in Andacht Versunkene merkt es nicht, daß ihre getreue Syra noch einmal eintritt. Einen Zweig des roten Feuerorns stellt die Magd in die Mabasterschale neben dem Ebenholzkästchen.

## Meine Missionswanderungen.

(9. Fortsetzung.)

Von P. Josef Musar.

**Rodvale — Hectorpruit.** In Crocodile-Boort steige ich in den Zug und suche mir ein Coupé aus, wo ich ungestört meinen Gedanken nachgehen kann. Wie sind doch die Menschen so verschieden in der Sorge um ihr und ihrer Angehörigen ewiges Heil. Da besuchte ich eben eine Familie in einer unwirtlichen, schwer zugänglichen Gegend im Gebirge. Die Leute müssen hart arbeiten, um ihr Fortkommen zu finden. Und doch läßt es sich die Mutter viel kosten, um aus ihren sechs Kindern brave Christen zu machen. Sie hat sie selber in der heiligen Religion gründlich unterrichtet, auf die

erste heilige Beichte und Kommunion vorbereitet und den letzten Pfennig geopfert, um sie in katholischen Schulen und Erziehungsheimen ausbilden zu lassen; dafür wird sie gewiß einmal ihren Lohn empfangen. Im Gegensatz zu ihr wohnen andere Familien in fruchtbaren Gegenden, sind dadurch vieler Sorgen enthoben und kümmern sich doch wenig um die Erziehung ihrer Kinder. Sie denken gar nicht daran, sie zu unterrichten, schicken sie in die nächste Schule, gleich, welcher Religion oder Sekte diese angehört, wo ihnen oft Grundsätze beigebracht werden, die Gift für junge Seelen sind.

Ich kenne eine Familie, deren Kinder fast alle vom heiligen Glauben abfielen, weil die Eltern in religiöser Hinsicht ganz gleichgültig sind. Wie schwer werden einst solche Eltern vor dem ewigen Richter sich verantworten! Ich denke weiter an die vielen, vielen Schwarzen, die wie Schafe ohne Hirten umherirren. Wie viele würden das Wort Gottes mit Freuden aufnehmen, wenn in ihrer Gegend Kirchen und Schulen stünden und Missionäre dort wirkten. Es ist gewiß schon viel für sie geschehen, es bleibt aber noch unendlich viel übrig. Plötzlich schreckt mich ein Ruck aus meinen Gedanken auf. Der Zug macht mitten auf der Strecke halt. Ich schaue hinaus und sehe einen Güterzug auf uns zurollen. Er ist gar nicht mehr weit entfernt. Unsere Lokomotive pfeift aus Leibeskräften. Alles drängt sich zu den Fenstern und schaut angstvoll auf den Zug, der uns entgegenrollt. Endlich verlangsamt er das Tempo und bleibt wenige Meter vor uns stehen. Gottlob, wir sind der Gefahr eines Zusammenstoßes entronnen. Nun geht es bis zur nächsten Haltestelle zurück, auf deren Doppelgeleise die Züge sich einander Platz machen. Dann fahren wir ruhig weiter.

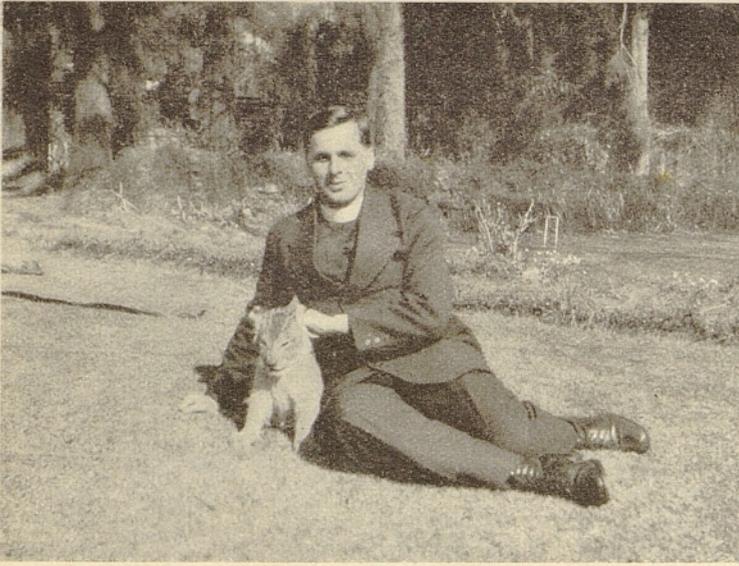
An hohen Bergen vorbei geht es durch ein enges Tal, in dessen Tiefen der Krokodilfluß über mächtige Felsblöcke rauscht. Auf einem derselben sitzt ein Affchen und schneidet possierliche Grimassen, springt auf, hüpfst von einem Stein auf den andern und verschwindet im Gebüsch am jenseitigen Ufer.

Nach drei Viertelstunden sind wir in Kaapmuiden. Von da geht zwischen hohen Bergen eine Nebenlinie nach Barberton. Es ist das ein heißer Ort, der viel von der Malaria heimgesucht wird. In Rockvale macht das Tal einer langgestreckten Ebene Platz. Drangen und Papayen gedeihen da in Fülle.

Ich steige aus und frage im nächsten Haus nach einem gewissen Mr. N. Ein Mann zeigt mir den Weg zur Wohnung und fragt mich nach dem Grund meines Besuches. Auf die Erklärung meiner Absichten hin meinte er, das sei überflüssig; es gebe ja gewiß ein höheres Wesen, aber jeder könne nach seiner Fassung selig werden. Vor allem, meinte er, solle ich die Schwarzen in Ruhe lassen. Die fühlten sich am glücklichsten in ihrer jetzigen Lebensweise. Er selber gab sich für einen Agnostiker aus; ich glaube aber kaum, daß er auf eine Frage, was ein Agnostiker sei, eine Antwort hätte geben können. Mit einem wahren Wortschwall suchte er meine weiteren Einwendungen zu widerlegen; er wollte offenbar in seinem Gewissen nicht gestört werden, denn er lebte mit einer Schwarzen zusammen, vielleicht auch mit mehreren, wie ich es bei einem andern Weißen fand, der mir dabei noch zumutete, die Kinder seiner drei Frauen zu taufen, dann würde auch er katholisch werden. Das schlechte Beispiel mancher Europäer unter den Negern ist wahrlich bedauerlich. Die Regierung verbietet zwar den Verkehr zwischen Schwarzen und Weißen, aber



Eine Gerichtsitzung des  
Hauptlings Mapote.



P. Adolf Stadtmüller mit einem jungen Löwen, der am Olifantsfluß gefangen wurde.

viele kümmern sich nicht um das Verbot. Am bedauernswertesten sind die Kinder solcher Verbindungen. Denn einerseits dürfen sie nicht zu den Weißen, anderseits wollen sie nicht zu den Schwarzen, da sie sich für höher als diese halten. Oft scheint es, als ob sich in ihnen die schlechten Eigenschaften beider vereinigt hätten. Man findet nämlich unter ihnen sehr viele Verbrecher.

Mr. N. freute sich über meinen Besuch ungemein. Auch er war ein Halbweißer, aber ein guter Mensch. Ich hatte ihn in Barberton kennengelernt. Eines Abends saß ich dort lesend im Zimmer. Da kam ein Negerknabe und bat, ich möge schnell zu dem schwerkranken Mr. N. kommen. Da ich bisher nie etwas von dem Manne gehört hatte, fragte ich, ob er katholisch sei, was der Junge bejahte. Doch im Taufbuch konnte ich seinen Namen nicht finden. Ich machte mich auf den Weg. In der armseligen Hütte fand ich auf niedrigem Bett einen ganz abgemagerten, hochfiebrigen Mann. Ich erkundigte mich nach seiner Krankheit und erfuhr, daß er schon mehrere Jahre bettlägerig sei und nicht mehr gehen könne. Zu all dem habe sich jetzt noch Malaria gesellt. Der Arzt habe nicht viel Hoffnung auf Genesung. Da ein Großteil seiner Verwandten katholisch ist, erkundigte ich mich nach dem Taufspender. Und sie erzählten,

daß ihnen ein Pater aus Pretoria in einer Zeit, da wir die Präfektur Lydenburg noch nicht übernommen hatten, das heilige Sakrament der Taufe gespendet habe. Zu Hause schlug ich nochmals im Taufbuch nach, fand wirklich die Namen der Schwestern des Kranken, den seinen aber nicht. Als man auch in Pretoria keinen Beleg für die Taufe des Mr. N. erbringen konnte, nahm ich mir vor, ihn nochmals bedingungsweise zu taufen. Unterdessen fuhr ich fort, ihn zu unterrichten, denn von unserer heiligen Religion mußte er wenig, verlangte aber sehrflüchtig nach den heiligen Sakramenten. Eines Tages verschlimmerte sich sein Zustand, so daß man ihn ins Spital brachte. Ich begab mich zu ihm, taufte ihn am nächsten Morgen und spendete ihm die anderen Sakramente. In seinem übergroßen Glück konnte er nicht genug Dankesworte für die Wohltat, die ich ihm erwiesen hatte, finden. Und merkwürdig, der Mann starb nicht, sondern besserte sich zusehends. Nach einer Woche kam er, der über drei Jahre nicht mehr gehen konnte, allein, ohne Beihilfe anderer, in die Kirche. Alle staunten über seine Genesung. Der Arzt, der ihn behandelt hatte, konnte seinen Augen kaum trauen. Ich jedoch schrieb der Kraft der heiligen Sakramente seine Besserung zu. Nach drei Wochen konnte er wieder jede Arbeit ver-

In einer Oase der Sahara. — Die Weißen Väter leben seit einem halben Jahrhundert unter den Stämmen der Sahara und haben bereits einige Tausend für das Christentum gewonnen. — Nicht bloß christliche Lehre, sondern auch materielle Vorteile haben die Missionäre den Kindern der Wüste gebracht. Heute sind die Gegenden wo der Tod und die Beduinen lauerten, mit modernen Straßen und Luftwegen überzogen.



richten. Nun traf ich ihn auf einer Farm in Rockval wieder. Zufällig fand ich dort noch zwei andere mir bisher unbekannte Katholiken. So geht der Heiland im Wandermissionär mit seiner Gnade den verirrtten Schäflein nach.

Um Rockval liegen fruchtbare Felder und ausgedehnte Anlagen von Papayenbäumen; die damals gerade mit großen Früchten schwer behangen waren. Da der Krokodilfluß hier ziemlich groß ist und wenig Gefälle hat, tummeln sich in seinen Tiefen die

gepanzerten Ungeheuer, die Krokodile. Auf der anderen Flußseite sah ich eines faul im Sande liegen.

Inzwischen war es Zeit zur Abreise geworden. Durch eine Gegend, bewachsen mit niedrigem Gras, Strauchwerk und Akazienbäumen, vorbei an Farmen und Kaffenhütten, führt mich das Dampfsroß nach Hectorspruit. Da es dort sehr heiß ist — hatten wir doch über 40 Grad Celsius im Schatten —, sind fast alle Häuser mit einer Veranda versehen, die zum Schutz gegen



Seine Schwarze Majestät König Kahaja. — In der Jugend galt der jetzige König von Ankole (Uganda-Niassrita) als einer der schönsten Vertreter des Stammes der Muhima, der zumeist aus Schaf- und Kinderhirten besteht. Heute schlägt Seine Majestät einen anderen Rekord. Bei einer Größe von 2 Metern wiegt er nicht weniger als 420 Pfund!

Moskitos mit einem sehr feinen Drahtnetz umspannt sind. Bei den Katholiken im Hotel erhielt ich ein sehr freundliches Zimmer angewiesen, wo ich am nächsten Morgen die heilige Messe feierte. Nicht selten, besonders zur Winterszeit, suchen Löwen die Gegend heim und holen sich ein Kind oder lieber noch einen Esel. Das Eselsfleisch scheint ihnen besonders zu munden. Ich habe öfters sagen hören, daß der Löwe bei der Wahl zwischen Kind und Esel dem letzteren den Vorzug gibt. Kurz bevor ich das erstemal dort weilte, wurden drei Löwen erlegt, wobei ein Schwarzer sein Leben lassen mußte. Die Besitzerin des Hotels hielt in ihren Speisräumen eine zahme Schlange, die Ratten und Mäuse fing und mit Vorliebe Milch trank.

Am Nachmittag besuchte ich acht Meilen weit entfernt eine zwar protestantische Familie, die aber ihre Kinder in der Konventschule in Nydenburg hat. Sie waren über mein Kommen hoch erfreut und erkundigten sich angelegentlich nach dem Befinden ihrer Kinder. Sie versicherten mir, ich sei der erste Geistliche, der sie auf ihrer Farm besuche. In den vielen Jahren, in denen sie dort wohnten, habe sich ihr eigener Pastor nie um sie gekümmert. Mit dem Bewußtsein, den Leuten eine Freude bereitet und sie im christlichen Glauben bestärkt zu haben, kehrte ich wieder nach Hectorspuit zurück.

(Fortsetzung folgt.)

## Stammesleben der Bapedi.

(Fortsetzung.)

Von Br. August Gagol.

**B. Rechtspflege.** Fast alle Streitigkeiten der Bapedi werden in Zusammenkünften von Familie und Sippe ausgetragen. Wenn es sich aber um einen Fall handelt, der vor den Gerichtshof des Stammes gehört, so wird eine Versammlung einberufen, an der alle Männer, selbst Besucher aus der Ferne, teilnehmen dürfen; Frauen aber nur dann, wenn sie besonders eingeladen worden sind. Die Gerichtssitzung findet im Gehöft des Großhäuptlings statt. Der Pedifürst führt den Vorsitz, unterstützt von seinen jüngeren Brüdern und von den Häuptlingen der hauptsächlicheren Sippen. Das Volk, einschließlich der streitenden Parteien und der Zeugen, schart sich im Halbkreis um die Vornehmen. Der Großhäuptling sitzt auf seinem

Stuhle, der stets im Agoro bleibt und den niemand in seiner Abwesenheit einzunehmen sich erühnt. Die übrigen führenden Männer bringen eine Sitzgelegenheit mit, während das Volk am Boden kauert.

Der Kläger spricht zuerst, indem er seinen Fall weitschweifig darlegt. Dann redet der Beklagte. Beide werden von ihren eigenen Sippenhäuptern unterstützt; es darf aber auch jedermann in der Versammlung seine Meinung sagen oder seine Beobachtungen mitteilen oder selbst die streitenden Teile einem Verhör unterziehen. Alle sprechen stehend, ohne den Platz zu verlassen. Jeder ist sein eigener Rechtsanwalt. Die Häupter der Versammlung hören alles, was gesagt wird, geduldig und meist schweigend an; dann

Die neue Kathedrale in Khartum, die am 2. Dezember 1932 dem Gottesdienst übergeben wurde. Khartum die Hauptstadt des englisch-ägyptischen Sudan, ist noch vielen Lesern aus den Berichten bekannt, die Bischof Geher und die deutschen Missionäre in früheren Jahrgängen des „Stern der Neger“ veröffentlicht haben. Der neue, künstlerisch fein ausgestattete Dom ist 40 Meter lang und 15 Meter breit. Die Fassade hat eine Höhe von 25, die Kuppel von 32 und der Glockenturm von 45 Metern. Unser Bild zeigt das Gotteshaus in elektrischer Beleuchtung am Vorabend des Weihetages.



aber stellen sie Fragen an die Sprecher, die oft großen Scharfsinn verraten.

Wenn der Fall genügend durchbesprochen ist, stellt der Großhauptling den Antrag, daß zur Urteilsprechung geschritten werde. Jene, die sich äußern wollen, können es tun; andere geben ihre Gutheißung oder Mißbilligung des Gesagten kund oder verhalten sich schweigend. Schließlich spricht der Großhauptling das Urteil aus, gewöhnlich in den Worten eines Vorredners, der die stärkste Zustimmung der Versammlung erhalten hatte. Damit ist der Gerichtsfall erledigt.

Es muß zugegeben werden, daß in den meisten Fällen gerechte Urteile im Eingeborenen-Gerichtshof gefällt werden. Das Gesetz der Eingeborenen hat sich gemäß den Stammesitten entwickelt und seine Ausleger sind die Älten, die es aus herkömmlichen Beispielen und aus der Erfahrung gelernt haben.

Der Großhauptling braucht nicht notwendigerweise die Gerichtsverhandlung persönlich zu leiten, sondern er kann damit einen Morena betrauen, der die Rolle eines Oberstaatsanwaltes ausfüllt; dieser muß eine gründliche Kenntnis des Gesetzes haben und fähig sein, sich auf frühere Fälle zu berufen.

Der als Staatsanwalt dienende Morena, Moahludi, das ist Richter, genannt, empfängt alle Klagen, die er dem Großhauptling vorlegt. Wenn ein Mann eine Klage gegen einen andern hat, so ist es seine Pflicht, den zu Verklagenden zu benachrichtigen, und letzterer wird sich dann freiwillig beim Gericht einfinden. Sollte er aber der Benachrichtigung keine Bedeutung beilegen, so wird der Großhauptling ihn holen lassen.

Das Zeugenverhör nimmt immer geraume Zeit in Anspruch. Einen Eingeborenen, der die nebensächlichsten Umstände erwähnt, in seinem Redesluß stören zu wollen, hieße ihn

in Verlegenheit bringen; durch die Unterbrechung in seinen Gedankengängen gestört, wußte er nicht, wo er wieder anfangen sollte, und er ließe Gefahr, wichtige Tatsachen auszulassen. Wenn er aber volle Freiheit hat, wird er die kleinsten Einzelheiten klar und deutlich berichten.

Es ist stets erwünscht, daß der Urteilspruch einstimmig erfolge. Ist das nicht der Fall, so wird die Sache vor den Großhäuptling selbst gebracht, indem der Moahludi diesem eine kurze Zusammenfassung gibt. Der Großhäuptling wird dann einen Vertreter der vorherrschenden Meinung rufen lassen und dessen Gründe anhören; hierauf wird er noch einen Vertreter der gegnerischen Richtung befragen. Nach Anhören beider Teile kommt es ihm zu, das entscheidende Urteil zu sprechen.

Gewöhnlich werden Bußen an Vieh auferlegt, obwohl auch Prügelstrafen nicht selten sind. Letztere werden fast immer an Ort und Stelle vor der versammelten Menge verabreicht. Bei Bezahlung von Vieh hat die zur Schadloshaltung berechnete Person die Beschlagnahme selbst zu betreiben, wozu sie sich, unterstützt von einigen Leuten ihrer Sippe, an das Haupt der Sippe des Verurteilten wendet. Wenn ihr die Herausgabe des Viehs verweigert wird, zieht sie sich zurück und ruft des Großhäuptlings Unterstützung an. Dieser sendet seinen Vertreter mit einem Abzeichen seiner Würde, der berechtigt ist, etwas mehr Vieh einzufordern zur Schadloshaltung für seine Mühe und für den Großhäuptling selbst.

Bei allen Gerichtsverhandlungen werden Gerichtskosten erhoben; diese fließen dem Großhäuptling zu. Wenn sie in Vieh bestehen, läßt er die Tiere stets schlachten für den Verbrauch der an der Versammlung teilnehmenden Personen.

Kleinere Gerichtsfälle werden von den einzelnen Häuptlingen erledigt.

\*

Vorkommende Verbrechen sind: Mord, Körperverletzung, Entführung, Verführung, Vergewaltigung, Geburtverheimlichung, Ehebruch, Blutschande, Verrat, Diebstahl, böshafte Beschädigung fremden Eigentums.

Die Bapedi unterscheiden dreierlei Arten von Totschlag: vorsätzliche Tötung, fahrlässige Tötung und Tötung eines Büßlers.

Die Strafe für vorsächlichen Mord war stets der

Tod; doch waren damit die Verwandten des Verbrechers nicht von der Verpflichtung entbunden, den Eltern des Opfers Brautvieh zu bezahlen zwecks Erwerbung einer Frau, um „Samen aufzuziehen“ für den männlichen Verstorbenen, oder um Ersatz zu leisten für eine verlorene Tochter, oder um, im Falle einer verheirateten Frau, ihren Mann instand zu setzen, eine andere Frau zu erwerben.

Wenn ein Mord aus böshafter Absicht verübt schien, und man besaß keine Anhaltspunkte, um den Täter zu überführen, so war es früher Sitte, daß der Großhäuptling zwei oder drei Medizinmänner beauftragte, den Mörder zu entdecken. Diese gingen folgendermaßen zu Werke. Sie schnitten Fleischstreifen vom Körper des Ermordeten ab und taten sie in ein Gefäß, zusammen mit dem Blute eines schwarzen Schafes sowie einer Mischung von Kräutern und Wurzeln. Das Ganze wurde eine Zeitlang gekocht und einige Tage stehengelassen. Dann verteilten die Zauberer das seltsame Erzeugnis auf den Wegen und Pfaden, die zum Kraal des Opfers oder zum Kraal, in dessen Nähe die böse Tat geschehen war, führten. Damit sollte dem Mörder die Möglichkeit genommen werden, seine Schuld zu verbergen; denn wenn er einen dieser Wege oder Pfade bemühte, so würde die Zaubermischung ihn irrsinnig machen und er sein Verbrechen durch Geschrei und Rufen nach dem Opfer offenbaren. Wenn er hingegen alle diese Wege und Pfade vermied, so fiel er schon dadurch auf und verriet sich als den Täter. Es wird von den Alten behauptet, daß dieses Vorgehen unfehlbar zur Entdeckung eines Mörders führte. Allerdings darf nicht außeracht gelassen werden, daß die Medizinmänner zur Wahrung ihres Ansehens oft genug dem Herrscher beibrachten, daß ein gewisser Fremder in der beschriebenen Weise irrsinnig geworden sei. Wenn der Täter entdeckt war, gab der Fürst jungen Kriegern den blutigen Auftrag, dessen ganze Familie zu vernichten. Dieses harte Vorgehen wurde damit begründet, daß die Familie des Mörders von dessen verruchter Tat gewußt haben mußte, und daß infolgedessen alle Mitatlieder durch seine Anziehungnahme sich mitschuldig gemacht und die gleiche Strafe wie der Mörder selbst verdient hätten.

Im Falle einer zufälligen oder fahrlässigen Tötung mußte zugleich dem Großhäuptling Meldung erstattet werden, dem sodann Befehl gab, den Täter festzunehmen und vor ihn zu bringen. Wenn nachgewiesen werden konnte, daß keine böse Absicht vorlag, so wurde der Angeklagte von der Todesstrafe freigesprochen; doch hatte er den Verwandten des Getöteten Ersatz zu leisten, damit sie für ihn „Samen aufziehen“ konnten, falls er männlichen Geschlechtes gewesen, oder, falls es sich um ein weibliches Wesen handelte, den Eltern den Verlust zu ersetzen.

Bei fahrlässiger Körperverletzung wurde stets eine Buße an Vieh auferlegt, die der geschädigten Person zuante kam. Das gleiche galt in Fällen von böshafter Beschädigung fremden Eigentums.

Diebstahl von Vieh war ein sehr schweres Verbrechen. Wer sich dessen schuldig machte, wurde

allen Besitzes beraubt. Sonstige Diebstähle wurden als geringfügige Vergehen betrachtet; wer indessen Getreide stahl, wurde sowohl verprügelt als zu einer Besitzabgabe verurteilt.

Entführung wurde nicht besonders bestraft; doch durfte der Schuldige unter keinen Umständen das von ihm entführte Mädchen ehelichen.

Verführung wird nicht als ein Verbrechen betrachtet; doch können die Eltern des Mädchens auf Schadenersatz klagen, der in den meisten Fällen drei Stück Kindvieh nicht übersteigt. Heute ist die gewöhnliche Buße eine Kuh und ein Kalb, die bei der Geburt des Kindes abgeliefert werden.

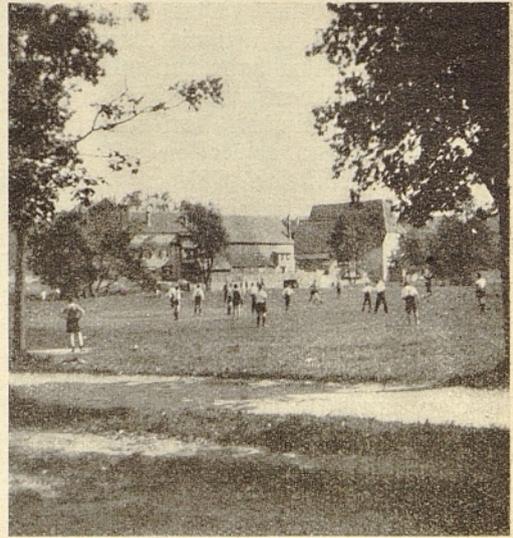
Ehebruch wird in ähnlicher Weise wie Verführung behandelt, ausgenommen in Fällen, da die Frau Vernachlässigung von seiten ihres Mannes geltend machen kann.

Vergewaltigung eines gewöhnlichen weiblichen Wesens wird nicht als schweres Verbrechen angesehen, denn die Bapedi halten dafür, daß der Mann nicht allein schuldig sei, sondern vom Weibe ermutigt wurde. Dem Täter legte man stets eine Buße am Vieh auf. Die Schändung der Hauptfrau eines Häuptlings erheischte Todesstrafe. In diesem Falle kam die mögliche Mitschuld des weiblichen Teiles durchaus nicht als mildernder Umstand in Betracht. Die Todesstrafe wurde keineswegs als zu hart angesehen für den Verwegenen, der sich unterstanden, des Häuptlings unmittelbare Nachkommen durch Einführung unedlen Blutes zu beflecken.

Mit dem Vergehen der Geburtserheimlichung befaßt der Stammesgerichtshof sich nicht, sondern die Sache ist den Eltern des Mädchens vollständig überlassen, die es nach eigenem Gutdünken bestrafen.

Blutschande wurde stets als ein abscheuliches Verbrechen angesehen, auf dem Todesstrafe stand, das aber kaum unter den Bapedi vorkam.

Es wurde für unmöglich gehalten, daß ein gewöhnlicher Mann Verrat begehen könne, da er nicht genügend Einfluß unter seinen Stammesgenossen habe, um eine Verschwörung gegen den Häuptling anzuzetteln. Ein Mann von einiger-



Studenten des Missionsseminars Ellwangen bei munterem Spiel.

mäßen aufrührerischer Natur aber war durch des Häuptlings Befehl bald schadlos gemacht.

Es gibt noch eine Anzahl geringerer Vergehen, die je nach Umständen bestraft werden. Derartige Fälle sind zum Beispiel Schilf zu schneiden, ehe der Großhäuptling die Schnitzzeit als eröffnet erklärt hat; Büschel zum Körbchenflechten zu sammeln ohne des Häuptlings Ermächtigung, oder solche Körbe zu flechten, ehe der Häuptling selbst angefangen hat, einen Korb zu flechten.

Des Großhäuptlings gegenwärtige Gerichtsbarkeit beschränkt sich auf Streitfälle zwischen Eingeborenen des eigenen Stammes. Er kann einen widerpenstigen oder aufrührerischen Untertanen von der Stammesgemeinschaft ausschließen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der letzte Franziskaner von Texas.\*

Eine geschichtliche Erzählung von Robert Streit, O. M. I.  
(Nachdruck verboten.)  
(Fortsetzung.)

„Verzweifelt nicht an seiner Barmherzigkeit“, sagte tief ergriffen Vater Diaz, indem er des Kranken Hand erfaßte. Ein neuer Hustenanfall erschütterte die röchelnde Brust des Mannes. „Seht, José, er wollte Euch nicht ohne Priester sterben lassen. Deshalb lieh er mich Euch, wie von ungefähr, in der Prärie finden. Faßt herzliche Reue über Eure Sünden, das andere überlasset Gott dem Herrn.“

\* A. Laumannsche Verlagsbuchhandlung in Dülmen in Westfalen.

Ein Strom von Tränen stürzte aus den Augen des Sterbenden. „O wie schmerzt mich mein sündiges Leben; es ist ein verfehltes gewesen. Schon längst war es mir zur Qual geworden, aber für mich gab es keine Umkehr mehr. O Mutter, bitte du für dein verlorenes Kind.“

„Sie hat Euch die Gnade einer guten Sterbestunde erfleht.“

„Ja, ja“, flüsternten die Lippen des Kranken. „Sie hat für ihren José gebetet.“

Mit aufrichtigem Reue Schmerz bekannte

der Sterbende dem Priester, der sich liebe- und mitleidsvoll zu ihm niederneigte, seine Sünden, und kaum hatte der gute Hirt die Worte des Friedens und der Verzeihung über das Schäflein, das verloren und wiedergefunden war, gesprochen, als sich der Todeskampf einstellte. Wieder glaubte sich der Mann am Sterbebette seiner Mutter, wieder weinte er wie damals und kispelte fein Mund: „Da bin ich, dein Josef! Kennst du ihn, liebe Mutter, nicht mehr? — Ach, weh! weh! Ich habe unschuldig Blut vergossen. Mutter, deine Augen haben es in den meinen gelesen . . ., meine Schuld . . ., o schaue mir nicht so in die Seele . . ., ich habe die Unschuld nicht mehr . . . Ja, ja, ich verspreche es dir. O bitte du für mich, ich bereue . . . Mutter, ich komme . . . O Gott — Gott — Gnade . . .“

Stille war es jetzt in der Felsenhöhle geworden. Der Sterbende hatte ausgelitten. Draußen strömte der erfrischende Gewitterregen nieder. Pater Diaz kniete erschüttert am Totenlager. Durch die zitternden Hände des Mönches glitten die Rosenkranzperlen und seine Lippen beteten von Zeit zu Zeit: „Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihm. Herr, laß ihn ruhen in Frieden. Amen.“

### 3. Das Kreuz im Walde.

Das Unwetter war vorübergezogen. Der Regen hatte aufgehört. Im fernen West verglühete ein blutiger Feuerbrand, die untergehende Sonne. Ihre letzten leuchtenden Strahlen warf sie in die enteilenden Wolken hinein, und über das graue Wolkengewühl, wie einen Gedanken an die Ewigkeit über dem ringenden und kämpfenden Leben, zauberte sie den farbigen Regenbogen, das Zeichen tröstlicher Hoffnung. Und von der Erde flammte und blitzte es auf in den Tausenden und Millionen von Wassertröpflein, die wie bräutlicher Schmuck an den unzähligen Blüten und Blättern hingen. Ach, nur eine kurze, irdische Herrlichkeit! Der strahlende Lichtquell ging unter, und schnell erloschen die hellen Wassersternlein, eines nach dem andern. Im Walde wurde es dunkel — kalt

und dunkel wie in einer Seele, aus der Gottes Gnade und Liebe entschwunden.

Aber dies alles fühlte und bemerkte der Mann nicht mehr, der stumm und regungslos auf dem Mooslager in der Felsenhöhle ausgestreckt lag. Seine Hände waren wie zum Gebete vorne auf der Brust gefaltet, und aus seinem bleichen Gesichte blickte es wie verklärender Schimmer der Ewigkeit — ein Zeichen, daß dieser Mensch, was er auch immer in seinem Leben gewesen war, vor seinem Ende um Gnade geklagt und Gnade gefunden hatte.

Neben der Leiche kniete der Mönch und hielt die Totenwacht. Wohl ebensowenig wie sein stiller Nachbar hatte er dem Lobgesang gelauscht, den draußen, nach überstandener Not, die Natur dem großen Schöpfer angestimmt. Noch immer glitten die Perlen des Rosenkranzes durch die Hände des in sich und Gott versunkenen Beters. Nichts störte die feierliche Totenstille. Selbst das Feuer in der Ecke der Höhle hatte zu flackern aufgehört. Es war zur Blut geworden, und mit rötlichem Schein umspielte sie die beiden schweigenden Männer. Nur wenn ein frischer Windhauch hereinzog, wurde sie aus der schwarzen Aschenkruste hervorgeweht, sie blinzelte dann mit feurigem Blick in der Höhle umher und hinaus in den dunklen Wald.

Das mochte es wohl auch gewesen sein, was den seltsamen Besucher herbeigelockt hatte, der nun schon eine Weile am Eingang der Felsenhöhle stand und verwundert die schwarzen, glänzenden Augen auf das ernste Bild gerichtet hielt. Noch schärfer und größer hoben sich bei dem düsteren Feuerschein die Umrisse seiner hohen Gestalt von dem dunklen Hintergrunde ab, welchen der mächtige Wald bildete, noch tiefer gebräunt nahm sich die bronzene Hautfarbe seines Gesichtes aus. Das Haupt war unbedeckt, das lange, pechschwarze Haar zu einem helmartigen Schopfe, welcher es zusammenfaßte und über den Nacken fallen ließ, aufgewunden. In dem Haarmuß steckten zwei Adlerfedern, das Zeichen der Häuptlingswürde.

(Fortsetzung folgt.)